



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aufhören, sich darüber zu wundern, daß der geistreiche Phantast von 1830, so wie er sich in den *Homo Letters* enthüllt, zweimal Premierminister von England war, daß er seine Königin mit dem kaiserlichen Diadem des indischen Wunderreiches schmückte und für sich selbst die Grafenkrone errang.

London, Juli 1885.

## Literatur.

Einhard und Emma. Eine rheinische Sage aus der Zeit Karls des Großen. Von F. Thibötter. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1885.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat der kulturgeschichtliche, überhaupt der historische Roman eine zuvor kaum dagewesene Ausdehnung gewonnen. Dadurch ist unzweifelhaft unserm Volke manche Gabe von bleibendem Werte zuteil geworden, und weil die bevorzugte Gattung des Romans der realistischen Richtung der Zeit entsprach, fand sie auch in weiten Kreisen begeisterte Aufnahme. Aber irren wir nicht, so hat die auch auf diesem Gebiete eingetretene Ueberproduktion auch bereits zu einem Rückschlage geführt. Man will endlich einmal wieder etwas andres auf dem Büchertische sehen, als eine endlose Reihe historischer Romane.

Thibötter bringt in der That eine neue Art von Früchten auf den Markt. Sein kleines Buch berührt sich freilich seinem Stoffe und seinem allgemeinen Charakter nach mit unsern historischen Romanen. Denn es verknüpft auf dem Grunde wirklicher archäologischen Studien frei Erfundenes mit solchem, was die Geschichte oder die Sage an die Hand gab. Es ist aber kein Roman, sondern ein episches Gedicht, eine Erzählung in Versen. Ob der Verfasser, der also von dem zulezt, wie wir annehmen, zur lästigen Gewohnheit gewordenen abweicht, gerade durch diese Form viele Leser heranzulocken wird, ist freilich zweifelhaft. Denn das große Publikum liest Verse überhaupt nicht. Wenn man die Kataloge der Bibliotheken unserer mittelstädtischen Lesegesellschaften, Harmonieen, Bürgervereine und anderer derartiger Zirkel durchgeht, stößt man sehr selten auf poetische Werke — *apparent rari nantes in gurgite vasto*; nicht nur schlechte, sondern auch gute Verse sind für den deutschen Philister, selbst wenn er im übrigen nicht ohne Geschmack ist, eigentlich garnicht mehr vorhanden. Der Rothurn, ja selbst der *soccus*, ist ihm ein Gräuel. Wer Erzählungen in metrischer Form schreibt, findet heute sein Publikum fast nur noch in den Reihen eines Teiles der (reiferen) Jugend und — unter den eigentlich Gebildeten. Wer die Letztern auf seiner Seite hätte, dem wäre freilich geholfen. Dazu gehört aber eine sozusagen geistig aristokratische Gangart, und man darf nicht vergessen, daß klassisch gebildete Leute, je bereitwilliger sie auch Poetisches zulassen, desto größere Anforderungen hinsichtlich der Vollendung der Form an den Dichter stellen.

Unser Dichter, dessen anderweitige Gedichte, wie wir beiläufig bemerken, bereits in zweiter Auflage vorliegen, sagt selbst (in den Noten S. 281), nichts bedauere er so sehr, als daß er seinen Trochäen nicht etwas von der Formenschönheit habe verleihen können, mit der Dante in seinen Terzinen den Thomismus wiedergegeben habe; und in der That ist im ganzen seine Verskunst und seine dichterische Sprache, wenn auch recht wohl genießbar, so doch anspruchslos. Besondere Reizmittel hat er nicht anwenden wollen. Atertümliche, d. h. hier mittelalterliche Formen, etwa Anklänge an die Nibelungenstrophe oder an die Lyrik Walthers von der Vogelweide oder an noch ältere Dichter des Mittelalters, hat er garnicht gesucht. Seine Sprache ist modern (steht übrigens gewissermaßen in der Mitte zwischen Herders *Eid* und

Scheffels Trompeter von Säckingen), und hin und wieder stören uns Härten (wie S. 190 die Verwendung der Silbe „zu“ in dem Worte zuschrieb als Kürze: „ihres Zauber rings z|schrieb“), oder journalistische Schlagwörter (wie S. 204 das vom „Ernst der Lage“), oder grammatische Kühnheiten (wie S. 241 die Konstruktion des Zeitworts sich erfreuen mit dem Akkusativ „Glück“). An die Stelle der Trochäen treten vielleicht zwof Daktyle; ja hier und dort glauben wir mehr „numerose (rhythmische) Prosa,“ als Verse zu vernehmen. Aber auf der andern Seite ist die poetische Sprache doch meist fließend, und in einem Teile der eingelegten, die Erzählung unterbrechenden, den Trochäen mit andern Versfüßen vertauschenden lyrischen Gedichte zeigt sich doch wirkliches poetisches Talent.

Abgesehen hiervon erhebt sich Thikötter über das Niveau gewöhnlicher Skribenten einmal durch seinen edeln Patriotismus, sodann durch seine soliden Studien. Er hat nicht nur Einhards „Leben Karls“ (des Großen) genau studirt, sondern auch die demselben zugeschriebenen Annalen, Briefe des Lupus von Ferrières, die Urkundensammlung des Mönches zu Vorsch (Chronica Laurishamensis) und manche andre mittelalterliche Quellschrift, ferner auch die einschlägige moderne Literatur. Daher sind auch die Züge, welche den Kulturzustand, den Zustand der Landwirtschaft und der Technik, das Hofleben, die Hofschule und dergleichen betreffen, soviel wir sehen, so historisch getreu, wie man sie sonst nur von einem kulturgeschichtlichen Roman erwartet. Sein Patriotismus aber ist theils ein deutschuniversaler und zwar ein solcher, dem die höhere Einheit zwischen der Herrlichkeit Kaiser Wilhelms und der Herrlichkeit Karls des Großen einleuchtet (während bis 1871 die meisten Romantiker die Glanzepochen der ältern deutschen Geschichte gegen die Hohenzollern als Parvenüs, Einheitstörer und Partikularisten auszuspielen pflegten); theils ist er rheinischer Lokal-, Provinzial- oder vielmehr Fluvialenthusiasmus, und zwar ist in dieser letztern Gestalt sein Patriotismus nicht nur echt, was auch eine spät erworbene Begeisterung für den Rhein sein kann, sondern zugleich urwüchsig und in der Wolle gefärbt. Der Verfasser ist eben Rheinländer; er kennt die rheinischen Berge, Burgen und Sagen nicht erst aus dem Bäderer und die rheinischen Weine nicht erst aus den Ratskellern norddeutscher Großstädte; sondern er ist von Kindesbeinen an auf und in jenen zu Hause gewesen, und die rheinischen Feuerweine sind ihm ins Blut übergegangen. Daher ist auch die Ingelheimer „Weinprobe“ (S. 66—94) ein Kabinetstück in seinem Epos.

Thikötter hat sich nicht auf eine Wiedergabe der bekannten, von den Gebrüdern Grimm in ihre „Deutschen Sagen“ aufgenommenen, in andrer Form sodann von Karl Simrock mitgetheilten und z. B. von Fouqué in Romanform behandelten Sage von „Einhard und Jimma“ beschränkt, sondern, wie er sagt, ein Bild Einhards und seiner Stellung zu Karl dem Großen zu zeichnen versucht. Objektiv genau hat er freilich, meinen wir, dabei nur den wirklichen Charakter seines Helden und die wirklichen Beziehungen desselben zu Karl darstellen wollen. Eine Biographie war ja theils wegen Mangels an Quellen nicht möglich, theils von unserm Dichter, der selbst in den Notizen genau das Historische in seiner Darstellung vom Sagenhaften und von beidem das frei Erfundene unterscheidet, offenbar garnicht beabsichtigt. Denn wovon er erzählt, das Liebesverhältnis zwischen Einhard und der Kaiserstochter, die um desselben willen erlittene Verbannung und die durch ein zufälliges Jagdabenteuer eingefädelte Versöhnung mit Karl — alles dieses gehört der Sage an. Auf Einzelnes kann hier nicht eingegangen werden.

Nur ein Moment, auf welches der Dichter selbst großen Wert legt, darf nicht ganz übergangen werden: der scheinbar etwas doktrinaire Anfang des Gedichtes. Die

erste Szene führt uns nämlich in die Hoffschule Karls, in der die feierliche Entlassung zweier Scholaren, Einhard und eines zweiten Abiturienten stattfindet, welche Anlaß giebt zur Entwicklung zweier verschiedenen Weltanschauungen oder vielmehr zweier verschiedenen Ansichten über das Verhältnis von Christentum und Metaphysik. Adalbert und Einhard sollen sich darüber aussprechen, welcher unter den sieben freien Künsten sie die Palme zuerkennen, und jener benützt diese Aufgabe dazu, die Verquickung der christlichen Religion mit der Metaphysik, welche von der Zeit der (zum Teil aus der stoischen oder platonischen Schule hervorgegangnen) Kirchenväter her noch heute selbst dem orthodoxen Dogma anklebt, zu verherrlichen, während Einhard auf eine reinliche Sonderung des (übrigens keineswegs von ihm verachteten) theoretischen Welterkennens vom christlichen Glauben als einer rein praktisch und ethisch motivirten Betrachtungsweise der göttlichen und menschlichen Dinge bringt. Adalbert entwickelt dabei seine Weltanschauung, wie der Dichter in den Noten verrät, mittels einer Versifikation der Grundzüge des Systems seines jüngern Zeitgenossen, des Johannes Erigena. Referent will nicht untersuchen, ob das ganz eigenartige System des Erigena, in welchem weder die vorhergegangne orthodoxe Lehrentwicklung zusammengefaßt, noch die spätere Scholastik präformirt ist, hier passend gewählt sei. Jedenfalls waren die Hoftheologen Karls durchweg rechtgläubig, Erigena aber betrieb seine spekulative Verquickung der Theologie und Philosophie nicht in der Weise der orthodoxen Kirchenväter und Scholastiker, sondern in der keherischen, halb pantheistischen des Neuplatonismus. Wichtiger ist die Frage, ob es nicht überhaupt ein etwas kühner Griff war, mit einem derartigen Turnier das Gedicht zu eröffnen. Man kann dem Verfasser zugeben, daß der Gegensatz jener beiden Auffassungen des Christentums (einerseits der scholastischen oder mönchisch-mystischen, andererseits der echt praktisch religiösen, die mit voller Würdigung auch der weltlichen Berufsarten und auf der andern Seite schärferer Betonung gerade der streng wissenschaftlichen Methode der freilich von der Religion scharf gesonderten Philosophie verknüpft sein kann), wie zu allen Zeiten, so auch im Zeitalter Karls vorhanden war. Mit einem gewissen Rechte beruft er sich auch auf den Vorgang Zimmermanns, nämlich auf das von diesem dem Münchhausen eingefügte romantische Waldmärchen, wo gleichfalls zwei Scholaren ähnlich entgegengesetzte Weltanschauungen vertreten. Endlich weiß er es sogar als einen besonders glücklichen Zug in seinem Kompositionsplan hinzustellen, daß er Einhard das Programm, dessen Verwirklichung er als Mann im Leben erstrebe, als Scholaren vorweg verkündigen lasse. Aber wir fürchten, daß das anderweitige Publikum sich großenteils durch das Labyrinth dieser (übrigens geschickt) versifizirten Systeme, durch welches man sich an der Schwelle des Buches hindurchwinden muß, wird abschrecken lassen, diejenigen theologisch und philosophisch interessirten Leser aber, denen es etwa Vergnügen macht, die Ansicht Albrecht Nitschls und die seiner spekulativ sein wollenden Gegner einmal in populärer Fassung, im Gewande des neunten Jahrhunderts und in Versform sich vorführen zu lassen, nachdem ihnen ihr Lieblingsgericht so zuvor-kommend als Entrée servirt worden ist, vom übrigen zu wenig kosten werden.

Sollten wir uns hierin täuschen, so würde es uns lieb sein. Denn im Grunde verdient das im übrigen lebensvoll sich abspielende kleine Epos, in welchem das berichtigte Bild des großen Kaisers den eigentlichen Anziehungspunkt bildet, nebst den eingewobnen lyrischen Partien entschieden die Beachtung des Publikums.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.